

Eine herzliche Bitte.

---



wie zum Beispiel Aberglaube, Götzendienst usw. Denn die lateinischen Ausdrücke, die wir bis jetzt in Ermangelung anderer beibehalten hatten, werden für einen gewöhnlichen Mosuto stets unverständlich bleiben. Es war auch das eine extra schwierige Sache, aber unsere Anstrengungen waren auch nicht erfolglos. Um ein Beispiel zu erwähnen, stellten wir zur Bezeichnung des Aberglaubens den Ausdruck „Tumelo e khopamileng“ auf, was ungefähr so viel wie „schiefes Glauben“ sagt, und von den Eingeborenen viel leichter begriffen wird, als das aus dem Lateinischen herübergenommene „superstitione“. Der Katechismus war endlich druckfertig. Unser Hochw. Bischof, Dr. Delalle, der uns selbst zu der Arbeit ermuntert hatte, schickte dann den fertig gedruckten Katechismus auch noch dem Hochwürdigsten Bischof Cenez von Basutoland zu, der gerade diese Sprache vollständig beherrscht. Und als wir vor kurzem über die Berge gingen, um den Hochw. Patres Oblaten im Basutoland einen Besuch abzustatten und uns mit denselben über Missionsangelegenheiten zu besprechen, erfuhren wir zu unserer Freude, daß dieselben unserem Katechismus und bibl. Geschichte die größte Anerkennung zollen. Ja, dieselben redeten uns sogar zu, noch eine kleine Kirchengeschichte in der Basutoisprache herzustellen, was wir auch baldmöglichst zu tun gedenken. Wir dürfen gerade einer solchen als Gegengewicht gegen eine protestantische, die bereits seit Jahren unter den Schwarzen die geläufigen Geschichtsentstellungen verbreitet. Auch die Hochw. Patres Oblaten kämpfen mit gutem Erfolg für unsere Kirche, nicht nur gegen das Heidentum sondern auch gegen die verschiedenen Irrlehren mit den Waffen der Wahrheit. Möge Gott seinen Segen uns geben, damit auch unsere neue bibl. Geschichte und Katechismus im Dienste unseres hl. Glaubens Früchte bringe!

### Eine herzliche Bitte.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

**Czenstochau.** — Gar mancherlei, Ernstes und Heiteres, habe ich im Laufe der Jahre unsern geehrten Lesern und Leserinnen aus dem hiesigen Missionsleben schon erzählt, und wie mir zahlreiche Zuschriften versicherten, haben diese Berichte auch allseits freundliche Aufnahme gefunden.

Dies gibt mir den Mut, heute ein anderes Thema zu berühren. Ich tue es nur schüchtern und zaghaft, denn nicht als heitere Erzählerin stehe ich heute vor meinem Leserkreise, sondern als traurige Bettlerin. Ich weiß, Bettler sind meist unliebe Gäste, und so dürfte auch hier mancher Leser versucht sein, sofort das Blatt zu wenden, um einen andern, ihm besser zusagenden Artikel aufzusuchen. Drum bitte ich zunächst bloß um das Eine, mich bis zum Schlusse gnädig anzuhören, und dann mag jeder urteilen, ob meine Bitte gerechtfertigt sei oder nicht.

Ich wollte nur, ich könnte unsere guten Wohltäter, die bisher unsere Mission in so hochherziger Weise unterstützten, nur ein einzigesmal an einem Sonn- oder Festtag in unser hiesiges Missionskirchlein führen. An seltenem Kirchenschmuck würden sie da allerdings wenig finden, — doch bei einem Missionskirchlein versteht sich die Armut von selbst und wir sind längst daran gewöhnt — nein, was wir da seit Jahren so sehr beklagen, ist der Umstand, daß unsere Kirche viel, viel zu klein geworden ist, um alle die zahl-

reichen Christen und Katechumenen, die sich rings herbeidrängen, zu fassen. Steht alles noch so dicht und vollgepfropft aufeinander, so haben dennoch kaum unsere Schulkinder und nur ein Teil der getauften Christen Platz; viele von den letzteren, sowie alle Heiden und Katechumenen müssen im Freien stehen, das einmal in der afrikanischen Sonnenhitze, ein andermal im Regen. Das Traurigste dabei ist, daß sie nichts vom Gottesdienst sehen und von der Predigt und dem christlichen Unterricht kaum ein Wort verstehen können. Neulich fand ich eine Gruppe kümmerlich in braune Decken eingehüllter Heidenkinder in der Nähe der Sakristei, die ebenfalls von christlichen Kirchenbesuchern ganz vollgepfropft war. „Ach, wenn ich nur ein einzigesmal da hinein dürfte“, klagte gar wehmütig eines der Kinder, „ich möchte doch auch einmal sehen, was da drinnen Schönes ist, und was der Priester am Altare tut!“ — Wäre es zu verwundern, wenn diese armen Kinder und Katechumenen, die ohnehin einen so weiten Weg zur Kirche haben, künftig ferne blieben?

Ja, eine neue, hinreichend große Kirche ist in Czenstochau zum schreienden Bedürfnis geworden. Unsere Missionäre und der ehrw. Vater Gerard, der so viele Jahre hindurch persönlich die hiesige Gemeinde leitete, sind sich längst darüber klar. Doch woher soll Mariannhill mit seinen vielen Stationen das Geld zu diesem Kirchenbau hernehmen? Man sucht auf Mittel und Wege, und inzwischen wird der Bau trotz seiner Dringlichkeit von einem Monat zum andern aufgeschoben.

Also Bausteine, große und kleine Bausteine für die Czenstochauer Missionskirche sind es, um die ich heute die geehrten Leser und Leserinnen des Bergsheimeinicht zu bitten wage. Würde jeder nur ein wenig dazu beitragen, so käme schließlich doch ein nettes Säminchen zusammen. Welch überreicher Gotteslohn würde aber auf all jene warten, die sich nach Kräften angelegen sein ließen, im fernen Heidenland ein würdiges Gotteshaus zu bauen!

Wie sagt doch unser hochverehrter Landsmann Klemens Hofbauer, dem erst jüngst die Ehre des Altars zu teil geworden, so schön: „Du mußt nicht geizig sein mit deinem Gelde, wenn Dir der liebe Gott ein bißchen was gegeben hat an zeitlichen Dingen, und darfst Geld und Gut nicht ankleben lassen an deine Seele, wie den Vogel an die Leinwandspindel, sondern du mußt die Hand auf tun zu guten Zwecken für arme Menschen, deren es heutzutage gar viele gibt auf Erden; und brauchst deshalb nicht zu fürchten, daß dich unser Herrgott verhungern lasse ob Deinem Wohltun; denn je mehr nach unten hinausfällt aus Deiner Hand in den Schoß der Armen, desto mehr legt der unendlich reiche Gott oben wieder darauf; und alles, was Du für gute Zwecke gibst, ist wie das Getreide, das Du aussäest auf dem Felde. Das ist auch nicht verloren, sondern geht auf und bringt seine Frucht und diese Frucht gehört Dir, weil Du das Saatgut dazu hinausgeworfen hast auf den Acker“ . . .

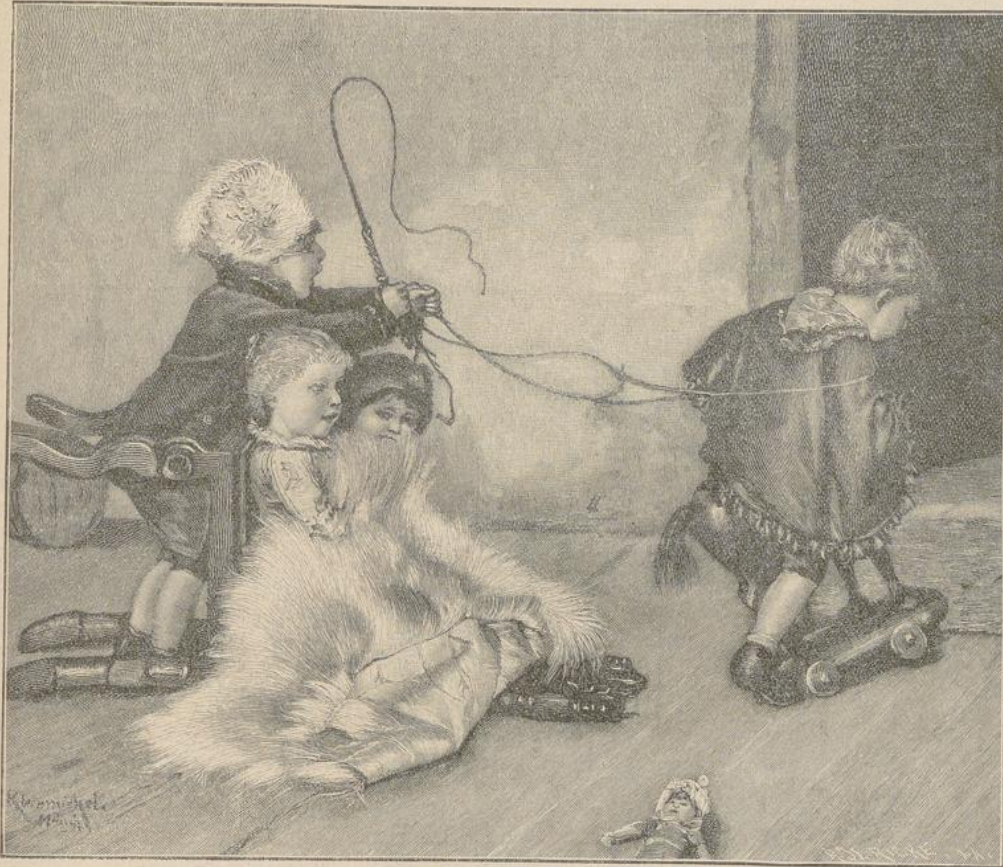
Wir haben übrigens neben unserem großen Anliegen auch noch ein kleines. Unsere Mission ist eben im Laufe der Jahre und unter dem augenscheinlichen Segen Gottes gar groß geworden. In weitem Umkreis haben sich schwarze Christen und Katechumenen angesiedelt, und deshalb sind Außenstationen mit eigenen Kapellen und Schulen notwendig geworden. Von meiner Tageschule im hiesigen Christen-



dorfe habe ich den geehrten Lesern schon wiederholt erzählt. Dort sollen wir nun in Bälde dank der Hochherzigkeit einer edlen Dame — ihren Namen will ich heute noch nicht nennen; ich sage bloß, es ist eine meiner eigenen Verwandten — ein hübsches „Loretto-Kirchlein“ bekommen. Dasselbst soll jede Woche ein bis zweimal hl. Messe gelesen werden, was nicht nur für die dortigen Schulkinder, sondern namentlich auch für alte und gebrechliche Leute, die den weiten Kirchenweg nicht mehr machen können, ein wahrer Segen sein wird, und im Anschlusse an die hl. Messe

ungen, und schließlich kam es so weit, daß Fürst Pata die Erlaubnis gab, auf seinem Grund und Boden eine Kirche und Schule zu erbauen.

Man weiß, was es heißt, bei den Schwarzen einen Fürsten für sich zu gewinnen; damit gewinnt man meistens zugleich das ganze Volk, und ebnen sich dem Missionswert mit einem Schlag alle Wege. Nur gilt es hier, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß ist. Der Volksstamm ist 2 bis 3 Wegstunden von hier entfernt, und daher der Bau eines eigenen Kirchleins, das zugleich als Schule dienen müßte, notwendig.



Eine Nordpolfahrt.

Photogr. Verlag der Photogr. Union in München.

soll zugleich für jung und alt eine Katechese gegeben werden. Dafür wäre also bereits gesorgt.

Nun befindet sich aber drüben überm Unzimfulufluß ein schönes, reich bevölkertes Stück Land, das vom angesehenen Häuptling Pata regiert wird. Jahre hindurch war Volk und Fürst jeder Annäherung zum christl. Glauben durchaus abgeneigt, und viele zweifelten daran, ob sie sich überhaupt jemals bekehren würden. Später tauchten Gerüchte auf, viele aus dem Volke seien den ama-Romas gut gewogen und wünschten sogar für ihre zahlreichen Kinder eine eigene Schule, aus Furcht vor dem Häuptling hielten sich jedoch die Männer noch zurück.

Nun ereignete es sich, daß der älteste Sohn des Häuptlings, und zwar mit Erlaubnis seines Vaters, um ein Mädchen aus unserm Marienhaus warb. Dadurch wurden unsere Missionäre mit dem Häuptl. näher bekannt; es folgten gegenseitige Besuche und Einlad-

ungen. Denn der Häuptling und sein Hofstaat sind dicke, schwere Männer, lauter „Leute von Gewicht“, und von ihnen ließe es sich trotz ihres sonstigen guten Willens nicht erwarten, daß sie jeden Sonntag zwei bis drei Stunden weit zur Kirche kämen.

Grund und Boden für den Bau, sowie die Erlaubnis der Regierung hat sich die Mariannhiller Mission bereits gesichert. Doch lassen wir hier unserm Superior und Missionär, dem Hochw. P. Innocenz Buchner, das Wort. Er schreibt: „Bezüglich eines Kirchleins in Enakuzeni — die Wahl eines christlichen Namens bliebe dem großmütigen Stifter überlassen — haben wir in der Lokation von der Regierung einen Aere Land „geschenkt“ bekommen. Die Vermessungskosten jedoch beliefen sich auf Lfr. 10 (200 Mark). Als Bedingung ist gefordert, daß sich auf dem Grundstück innerhalb dreier Jahre ein Gebäude im Mindestwerte von Lfr. 100 (2000 M.) befinde.



Run haben wir aber dabei mit einer neuen Schwierigkeit zu kämpfen. Infolge der Sperre wegen der Pest können wir natürlich nicht mit dem eigenen Fuhrwerk das Baumaterial in die Lokation befördern, sondern muß vielmehr der Bau mit fremder Akkordarbeit hergestellt werden. Notwendig wird ein Missionskirchlein von 60 Fuß Länge und 25 Fuß Breite (20×7,5 m) nebst einem Häuschen für den Missionär, damit er im Notfalle auf seiner „Zitiale“ auch übernachten kann; denn sie liegt auf der anderen Seite des Umzinkulu, und dieser „Herr“ kann sehr rücksichtslos auftreten, wenn er, durch Gewitterregen im Hochgebirge angeschwellt, urplötzlich im Vollgefühl seiner Macht erwacht und dem ahnungslosen Missionär den Rückzug zur Hauptstation abschneidet. Ezenstochau hat guten Grund, den menschenfreundlichen Absichten dieses „launischen Herrn“ zu mißtrauen, denn schon manches Menschenleben, auch einer unserer Brüder mit einem Kaffernknaben samt Wagen und Pferden sind ihm zum Opfer gefallen.

Die genannte Außenstation ist sehr schön gelegen und entbehrt keineswegs der landschaftlichen Reize. Das Kirchlein soll am linken Ufer des Umzinkulu-Flusses am Südwestabhange des Hlabeni-Gebirgskammes, so recht mitten im Heidenviertel, auf einer Felsenkuppe entstehen. Vor sich nach Westen und Südost hat der Beschauer das herrliche Umzinkuluthal vor sich, im Rücken den gewaltigen Berg, der mit seinen grünen Matten, seinem Urwald und den zuletzt steil abfallenden Felsenwänden bis zu einer Höhe von 4600 Fuß aufsteigt. Zwischen den vielen feinen Kuppen, dem dunkeln Urwald und den heller gefärbten Matten liegen die zahlreichen, bienenkorbenartigen Hütten der heidnischen Schwarzen. Nur nach Südwesten zu zeigen sich die Waldplantagen der Missionsstation Ezenstochau als ein Zeichen der landeinwärts dringenden Kultur. Erhebt durch den Edelsinn unserer Leser das Kirchlein im Blauen, freundlichst sind sie dann eingeladen, bei Anlaß der Kirchweihe ihr Werk in der Wildnis zu schauen.“

Ich habe diesen Worten unseres Hochwürdigen P. Superiors nichts beizufügen. Uebrigens, dachte ich, die Dringlichkeit und der gute Zweck unserer Sache sprechen für sich selbst. Wer will sich also im fernen Heidenland durch Gründung eines Missionskirchleins auf dem Hlabeni-Berg ein Denkmal setzen bis in die späteste Zukunft, oder wer wenigstens einen Baustein dafür liefern oder für die neue Missionskirche in Ezenstochau? Für jede, auch die geringste Gabe sagen wir zum voraus herzlichen Dank und ein tausendfaches „Vergelt's Gott!“

Etwaige Beiträge wolle man unter genauer Angabe des Zweckes senden an die auf dem Titelblatte des „Vergiftmeinnicht“ angegebene Vertretung des Missionsklosters. Mariannhill.

### Die Wanderungen der Vögel.

Die Zugvögel, nämlich viele Wasser- und Sumpfvögel, alle Insektenfresser, sowie viele Arten der von Samen lebenden kleineren Sänger, verlassen ihre Heimat periodisch und ziehen jedes Jahr im Herbst in großen Scharen nach dem Süden, um mit dem Beginne des Frühlings wieder zu uns zurückzukehren. Die Strichvögel streifen nomadisch ohne bleibende Stätte umher, während die übrigen, meist Raubvögel und Körnerfresser, Standvögel sind. Die Wander-

ungen der Vögel hat man seit alter Zeit bewundert und beobachtet, und immer waren die hoch in den Lüften ziehenden Linien und Geschwader eine Bottschaft des nahenden gefürchteten Winters oder des ersehnten Frühlings. Eine für alle Fälle ausreichende Erklärung dieser Erscheinung vermag die Wissenschaft nicht zu geben.

Die Reisen gehen bei vielen Vögeln mit einer bestimmten Taktik vor sich; Störche und Wildgänse bilden einen Keil, Kibitze und Regenpfeifer eine schiefe Linie, andere schwärmen in wildem Durcheinander. Auch werden Zeit und Ort sowohl des Abzuges als die Rückkehr mit oft überraschender Genauigkeit eingehalten, so daß zahlreiche Bauern- und Jägerregeln darauf begründet sind. Wenn man bedenkt, daß z. B. die Schwalbe bis tief nach Afrika hinabgeht, dort sieben bis acht Monate verweilt und dann Jahr um Jahr regelmäßig auf denselben Bauernhof in den dichtgedrängten Dörfern Mitteldeutschlands zurückkehrt und dort ihr altes Nest sofort wiederfindet, so sind das doch Wirkungen eines Gedächtnisses und einer Wahrnehmungskraft, Kundgebungen, die unter dem Namen „Instinkt“ zusammengefaßt werden.

Die Mehrzahl der Vögel wandert bei Nacht; man hat mit dem Fernrohr oft in mitternächtlicher Stunde ihre hoch vor der Mondscheibe vorüberziehenden Scharen beobachtet. Die meisten Vögel erheben sich indes nicht höher als nötig, um sich einerseits vor dem Geschoße des Menschen zu sichern, andererseits aber das unter ihnen liegende Gebiet zu überschauen, Weg und Richtung zu ermitteln und geeignete Ruheplätze aufzusuchen. In hohen Gebirgen kommen sie dem Boden besonders nahe und wählen zu ihren Uebergängen nur Schluchten. So wandern sie seit den uralten Zeiten in denselben Tälern, in denen auch die Völker auf- und abtuteten, sie ziehen in denselben Pässen über die Alpen, in denen Hannibal, Karl der Große, Barbarossa und Napoleon diese Berge überschritten. „Durch die Wanderungen der Vögel wurden schon längst die Linien all der kühnen Bergstraßen bezeichnet, die zum Teil erst in neuester Zeit entworfen und angeführt wurden“. Oft geht die Massenhaftigkeit der wandernden Vögel ins Kolossale. Man sah Züge von Störchen und Sturmvögeln, die eine halbe Meile in die Breite annahmen und ununterbrochen Stunden währten.

Das großartigste Schauspiel in dieser Beziehung bietet wohl die Wandertaube Amerikas, wahre Völkerwanderungen dieser Vögel, deren donnernder Flügelgeschlag das Ohr betäubt und deren Zahl jeder Berechnung spottet.

Auf ihrer Wanderung finden viele Vögel ihren Tod, oft ist gerade der Mensch der gefährlichste Feind derselben. Oft mehr aus Barbarei und aus Unkenntnis werden tausende getötet, selbst Nachtigall und Lerche schützt nicht ihr Lied. Ja, „das Land der Musik und des Gesanges“, Italien, ist berüchtigt durch die mörderischen Verfolgungen, welchen die Singvögel dort auf ihrem Durchzuge unterliegen. Werden doch allein an den Ufern des Lago Maggiore jährlich 60 000 gefangen.

### Christus als Kinderfreund.

(Siehe Bild Seite 103.)

Wenn der Herbststurm draußen heulend um das Dache fahrt, dann ist es doch zu traulich im warmen Stübchen zu Mutters Füßen. Sie erzählt, ach, so viele